

Prof. Dr. Christoph Levin, München

Sonntag Invokavit, 9. März 2003, 18 Uhr

Predigt über Hiob 1,1-22 im Rahmen der Fastenpredigtreihe „Wie kann Gott das zulassen?“

Hiobsbotschaften

Liebe Gemeinde,

da sitzt er nun in seinem Elend. Sein ganzes früheres Glück ist dahin: die blühenden, hoffnungsvollen Kinder, der immense Reichtum an Vieh, der alle seine Zeitgenossen übertraf. Wenn wir weiter lesen, rückt ihm das Unglück auch persönlich auf den Leib: „Haut für Haut, und alles, was ein Mann ist, lässt er für sein Leben.“ Er hockt in der Asche und kratzt sich mit der Scherbe die Schwären. Nur Hiobs bezaubernde Frau ist noch da, um seine Lage in die Worte zu fassen: „Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Fluche Gott und stirb!“ Das tut Hiob aber nicht. „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt.“ Mit diesen wenigen Worten hat Hiob alles gesagt, was in seiner Lage zu sagen ist.

Die Theologie hat sich an dieser einfachen Antwort nicht genügen lassen. Anders als Hiob bringt sie es nicht über sich, die Hand auf den Mund zu legen. Sie sieht Hiobs Lage als Herausforderung für die theologische Spekulation. Deshalb sitzt sie nun neben dem Dulder im Dreck. Ihre ersten Vertreter sind Hiobs weise Freunde. Sie sind unter den Theologen nicht die Schlechtesten. Sieben Tage und sieben Nächte halten Elifas, Bildad und Zofar still. Dann bricht Hiob selbst das Schweigen, und die Debatte nimmt ihren Lauf: „Warum muss der Gerechte leiden?“ „Woher kommt in der besten aller denkbaren Welten das Unglück?“ „Gibt es – unter der Voraussetzung einer den Weltlauf lenkenden Macht – nicht doch einen Sinn in all dem Unsinn, aus dem unsere Erfahrung besteht?“ „Gibt es eine Gerechtigkeit in der Geschichte, die sich zwar unserer Beobachtung entziehen mag, aber wenigstens dem Glauben zugänglich ist?“ Mögen solche Fragen noch eher theoretisch sein – was ist aber mit dem unsäglichen Leid, das Kriege und Verfolgungen über die Menschheit gebracht haben und bringen? Was mit dem Wohlstandsgefälle zwischen Reich und Arm, das mitten durch die weltweite Christenheit geht? Was mit der schrecklichen Qual an Leib und Seele, die den einzelnen heimsuchen kann? Was mit der schleichenden, aber unübersehbaren Veränderung unserer Lebenswelt, den Dürrekatastrophen, den Stürmen, den Überschwemmungen? Wie kann Gott das zulassen? Ist das nicht der Beweis, dass es einen lenkenden Gott gar nicht gibt? So dass man sich über die Angst vor dem Weltende nur noch mit Ironie hinwegsetzen kann: „Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut, in allen Lüften hallt es wie Geschrei. Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei. Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut. Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen an Land, um dicke Dämme zu zerdrücken. Die meisten Menschen haben einen Schnupfen. Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.“

Immer und immer wurde und wird die Frage nach dem Ursprung des Leids und vor allem nach dessen Sinn vorgebracht. Es gibt kein Argument, das nicht schon in jeder Richtung hin und her erwogen wäre. Schon bei den ältesten Kulturen, deren Zeugnisse der Zufall der Geschichte erhalten hat, findet sich die Hiob-Frage, und seither begleitet sie das Denken der Menschen bis in alle Zeit. Man kann eine ganze Religions- und Philosophiegeschichte daraus

schreiben. Auch in der Literatur hat Hiob zahlreiche Wiedergänger gefunden. Zu den berühmtesten gehören Mendel Singer bei Joseph Roth sowie Franz Biberkopf am Alexanderplatz hier in Berlin.

Hiob ist der Mensch im Elend schlechthin, der Homo sapiens patiens. Jeder von uns ist Hiob oder wird es mit Sicherheit werden. Das Problem, das sich daraus im Angesicht des Gottesgedankens ergibt, ist ein Denzirkel, der kein Ende hat, es sei denn, wir geben den Gottesgedanken entschlossen auf. In „Dantons Tod“ lässt Georg Büchner den gefangenen Deputierten Thomas Payne rasonieren: „Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz; nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. Merke es dir, Anaxagoras: Warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riss in der Schöpfung von oben bis unten.“

Das Hiobproblem ist wie ein Brummkreisel in unseren Köpfen, der von jedem unerklärbaren Unglücksfall – und auch von den erklärten Unglücksfällen, ja selbst von den unvermeidlichen Missgeschicken, die jeder erleben muss, erneut in Schwung versetzt wird. Auch im biblischen Hiobbuch erfährt das Problem, genau gelesen, keine Lösung.

Einen solchen Brummkreisel kann man nur stoppen, wenn man das Kreisen von außen her durchbricht. Das tut Hiob. Man würde Hiob nur unzureichend zur Kenntnis nehmen, wenn man nicht sähe, dass er nicht nur der Repräsentant der leidenden Menschheit ist, der Dulder schlechthin. In einer ganz wesentlichen Hinsicht unterscheidet er sich: Er hat mitten im allerschlimmsten Leiden keine Selbstzweifel. Er klagt, er beklagt sein Schicksal, aber er klagt nicht sich selbst an, und auch seine Mitmenschen behaftet er nicht. Er hat kein Salz in seiner Wunde. Das ist bemerkenswert.

Wenn wir leiden, stellen wir reflexhaft die Schuldfrage. Meist stellen wir sie nicht wie Hiob als Gottesfrage, sondern als Menschenfrage, die sich zuallererst an das eigene Ich richtet: Wo liegt die Ursache, dass das Unglück mich getroffen hat? Welche Fehler habe ich begangen, ohne die das Unglück sich hätte vermeiden lassen? Hiob hätte sich und seinen Knechten vieles vorwerfen können: Wie kann man bei Gewitter das Vieh hinaustreiben! Wie kann man versäumen, sich ausreichend gegen Räuberei abzusichern! Wie kann man in Kriegszeiten mit den Kamelen losziehen! Wie kann man ein Haus bauen, dessen Statik so mangelhaft ist, dass sie dem Wüstenwind nicht standhält! Menschliches Versagen allüberall. Hiob äußert sich dazu nicht. Hätten wir unsere Kinder begraben können ohne die bohrende Frage im Herzen, was wir versäumt haben: an Schutz, an mahnender Anleitung, an Zuwendung und Liebe? Vieles von unserem Unglück im Großen und im Kleinen kommt ja daher, dass wir uns selbst nicht davon freisprechen können. Die Schuld ist es, die das leiseste Zucken des Schmerzes zu einem Riss in unseren Herzen macht. Das ist die Tragik des Leidens. Von solcher Tragik ist Hiob frei.

Die nagenden Fragen nach dem menschlichen Versagen bei Unglücksfällen können geradezu zur Sucht werden. Bei Katastrophen sind die Zeitungen voll davon: Wo liegt der menschliche Fehler? War es der Lokführer oder war es die Technik? Wie konnte die Raumfähre zerplatzen? Weshalb nehmen die Naturkatastrophen in letzter Zeit offensichtlich zu? Auch im Persönlichen fragen wir so: Wäre man einen Tag früher oder später gereist! Hätte man doch eine Versicherung abgeschlossen! Hätte man sich doch einer gesunden Lebensführung befleißigt oder wäre wenigstens regelmäßig zur Vorsorgeuntersuchung gegangen! Hätte man die Kinder entschiedener gemahnt, nicht mit dem Ball auf der Straße zu spielen! Hätte man doch auf das Glas Wein vor der Autofahrt verzichtet! Je mehr wir die Fähigkeit entwickeln,

die möglichen Unglücksfälle des Lebens zu beherrschen, desto drängender werden solche Fragen. Misslingt die Sicherheits-Vorsorge, können wir in Selbstanklagen ersticken.

Hiob fragt keinen Augenblick, was der Eigenanteil an seinem Schicksal ist. Er ist mit sich im Reinen. Er weiß, dass er für sein Unglück wie für sein Glück nicht verantwortlich ist. Er bleibt auch im Unglück seiner Gerechtigkeit gewiss, weil er sich Gott gegenüber frei von Schuld weiß. Wenn er anklagt, dann nicht sich selbst, sondern nur seinen Gott. Nur bei Gott sucht er die Ursache des Unglücks: „Der Herr hat's genommen.“ Diese Freiheit von Schuld und vor allem von Schuldgefühl ist nicht nur unter modernen, sondern auch unter antiken Voraussetzungen außerordentlich. Sie ist so außerordentlich, dass man Hiob paradoxerweise trotz seines Unglücks beneiden kann.

Deshalb ist es auch folgerichtig, dass Hiob auf sein Unglück nicht nur mit der Anklage, sondern auch mit dem Lob Gottes reagiert. Dieses Lob, das auf der Asche gesungen wird, kommt rundweg von Herzen. Es hat nichts Gequältes. Gerade an diesem Lob sehen wir, dass Hiob mit Gott im Reinen ist. Er ist der wahrhaft fromme Mensch, der sich in allem und trotz allem in der Hand Gottes weiß und darum in allem und trotz allem geborgen ist. Hiob ist, man darf es so sagen: in seiner leidenden und trotzdem vollkommenen Gottesgewissheit ein Heiliger im reinsten Sinne des Wortes.

Nun müssen wir uns aber vorsehen, dass wir uns am Beispiel des Hiob nicht überheben. Hiob ist nämlich, das sei hier exegetisch angemerkt, eine literarische Kunstfigur, sozusagen ein Denkmodell. Ein Mensch, der derart vor Gott seiner selbst gewiss gewesen ist, hat nie gelebt. Nur einer Kunstfigur kann man, wie es hier geschieht, das unerschütterliche Bewusstsein der eigenen Gerechtigkeit zuschreiben. Die kritischen Fragen der Freunde, ob Hiobs Selbstbild wirklich begründet gewesen ist, sind sehr berechtigt. Wer könnte wie Hiob auf der Asche singen!

Derjenige kann es, der sich im äußersten Elend gerade nicht an sich selbst, sondern ganz und gar und unter allen Umständen an Gott festhält. Hiob ist seiner selbst sicher, weil er sich sicher ist, dass Gott es ist, der ihn geschlagen hat. Er klagt diesen Gott an, er verbeißt sich geradezu in dieses unbegreifliche, dunkle Gegenüber. Aber er lässt nicht davon. Was er von diesem Gott zu erfahren glaubt, lässt ihn dennoch an Gottes Dasein für ihn nicht irre werden. Das grausame Schicksal ist kein grausames Schicksal, sondern es ist Gottes Wille. So paradox es klingt: Noch gequält zu werden von diesem Gott, ist ein Trost.

Dass das kein religiöser Masochismus sein muss, wissen wir spätestens, seit wir die neutestamentliche Hiobgestalt vor Augen haben: unseren Herrn Jesus Christus, der das Schicksal Hiobs getragen hat, und mehr als das: wo Hiob am Ende die Genugtuung der Restitution erfährt und alles doppelt zurückbekommt, sogar seine Kinder, ist Jesus Christus von Gott verlassen und aufs bitterste erniedrigt am Kreuz geendet.

Das Evangelium sagt, dass in diesem Tode Gott das Schicksal Hiobs an sich selbst erfahren hat: „Wahrlich, dieser Mensch – dieser Hiob – ist Gottes Sohn gewesen.“ Seither ist Gott nicht mehr der grausame Täter allein, sondern er sitzt in eigener Person in der Asche. Er ist aus der Rolle gefallen, die die gemeine Gottesvorstellung ihm zuschreibt. Das Kreuz Jesu macht einen Riss in Gott von oben bis unten. Es ist genau umgekehrt, als Thomas Payne räsoniert: Nur das Gefühl – oder sagen wir: der Glaube – kann Gott beweisen, der Verstand empört sich dagegen. Merke es dir: Warum lebe ich? Das ist der Fels des Theismus.

Wir können Gott nicht verstehen! Er selbst ist der Widerspruch, der unser Leben durch und durch bestimmt: der Widerspruch zwischen Glück und Leid, den wir nie und nimmer auflösen werden. Auch wenn wir nicht ablassen können, die Rationalität zu suchen, nach der Schuld und Schicksal sich unserer Meinung nach zu richten haben: Mit der Suche nach dem Sinn werden wir scheitern. Nicht scheitern werden wir mit der Suche nach Gott. Wenn wir ihn im Weltlauf nicht finden, dann finden wir ihn in der Asche. Dort sitzt er wie Hiob, sitzt er neben uns. Auch wenn er mehr als sieben Tage und Nächte nur schweigen sollte, ist er dennoch da. Es gibt keine Gottverlassenheit, im Glück nicht und ganz besonders im Leiden nicht!

Daraus lassen sich drei Lehren ziehen. Die erste ist, dass wir uns bei der Begegnung mit dem Leid nicht von der Situation unterkriegen lassen, sondern auf den Zusammenhang achten und die Proportionen wahren. Hiob starrt nicht allein darauf, dass Gott ihm das Gute genommen hat. „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen.“ An der ersten Stelle steht das Geben. Die Größe des Verlusts bemisst sich an der Größe der Gabe, nicht umgekehrt! „Herr, schicke, was du willst, ein Liebes oder Leides, ich bin vergnügt, dass beides aus deinen Händen quillt.“ Auch wenn Mörikes Wunsch nach dem holden Bescheiden der Mitte an Hiob nicht in Erfüllung gegangen ist, sondern er mit Freuden wie mit Leiden überschüttet worden ist, so steht auch und gerade bei ihm nicht ausschließlich das Leid im Vordergrund, sondern bei ihm wie bei uns die Freude des Lebens. Die sollten wir uns vom Unglück nicht vergällen lassen. „Vergiss nicht, was er dir gutes getan hat!“ Beides, das Liebe und das Leide, kommt aus Gottes Hand, und es ist ebenso lächerlich wie ein Unrecht an Gott, den eigenen Schnupfen als Anzeichen des Weltendes anzusehen. Die Gier nach den Hiobsbotschaften sollte man dort lassen, wo sie hingehört: in der Presse. Was uns in der U-Bahn als morgendliche Schlagzeile entgegenleuchtet, ist bestenfalls ein sehr begrenzter Ausschnitt aus der Wirklichkeit. Bekanntlich ist der Unterhaltungswert von Hiobsbotschaften weit höher als bei erfreulichen Nachrichten, von der Normalität des Lebens zu schweigen. Die Wahrheit über Gottes Handeln aber bemisst sich nicht nach dem Unterhaltungswert.

Die zweite Lehre ergibt sich aus dem heutigen Evangelium: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.“ Man kann nämlich Gott mit dem eigenen Verlangen nach Lebensglück leicht überfordern. Eine solche Haltung, die von Gott verlangt, dass er den Riss, der durch ihn selbst geht, für uns einfach aufhebt, ist kein Glaube. Er kommt vom Teufel, auch wenn er sich auf Bibelzitate berufen mag. Von Dietrich Bonhoeffer, dem großen Berliner Theologen, stammt der Satz: „Nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen erfüllt Gott.“ Die Größe unseres Lebensglücks bemisst sich nicht an unseren Wünschen, sondern an Gottes Gabe.

Die dritte Lehre lassen wir uns wiederum von Hiob sagen: „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s Es ist die beste Weise, trotz allem an Gott festzuhalten, der Himmel und Erde gemacht hat und erhält und der zugleich neben uns in der Asche sitzt. Es ist aber nicht der erzwungene, widerliche Tribut an einen Tyrannen, sondern das. Solches Lob ist die Befreiung aus der Qual, weil es sei es Gott Darum sollten wir uns auch nicht dazu quälen; denn ein Gotteslob, das nicht von Herzen kommt, ist kein Lob, sondern der widerliche Tribut an einen Tyrannen.

genommen; der Name des Herrn sei gelobt.“ Das richtige Urteil über das Verhältnis von Glück und Leid folgt aus dem Gotteslob. Wenn wir nicht aus noch ein wissen, so lohnt es sich immer, das Lob Gottes zu singen, und sei es das Lob aus der Tiefe. Solches Lob löst nicht das Rätsel des Daseins und ist doch die Befreiung aus der Qual, weil es sich an den Gott richtet, von dem wir alles sind und haben, der Himmel und Erde gemacht hat und doch neben uns in der Asche sitzt. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen.